

Die Sterne, die uns riefen

Anna Dawn

© 2025 Anna Dawn

ISBN: 978-3-384-57884-6

Verlagslabel: Nagler

Auflage 1

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:

redition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter:

Monic Nagler, Leipziger Platz 10b, 15234 Frankfurt, Germany.

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@anna-dawn.de



Für meine Töchter, meine Sterne am Himmel.

Ihr seid das Licht, das niemals erlischt, selbst wenn die Nacht tief und endlos scheint. In euren Augen sehe ich die Unendlichkeit der Möglichkeiten, in eurem Lachen die Melodie meines Herzens. Ihr seid meine größten Wunder, meine leuchtendste Hoffnung, mein schönster Traum. Möge euer Licht niemals gedimmt werden – nicht von Zweifeln, nicht von Ängsten, nicht von der Welt. Und möge euch immer bewusst sein: Egal, wo ihr seid, egal, wohin ihr geht – mein Blick folgt euch wie ein stiller Stern, der euch auf all euren Wegen begleitet.

Ich liebe euch, für immer.



Manche Geschichten flüstern dir nur leise zu.
Diese hier schreit – nach Wahrheit, nach Freiheit, nach
einem Gefühl, das nicht sein dürfte.

„Die Sterne, die uns riefen“ ist kein zartes Märchen.
Es ist die Reise zweier verlorener Seelen, die sich in einer
Welt voller Ketten, Schatten und brennender Sehnsüchte
begegnen.

Eine Geschichte über Schuld und Erlösung, über das,
was man verliert, wenn man sich selbst findet.

Dieses Buch enthält Inhalte, die aufwühlen können:
Gewalt, Missbrauch, Tod, Manipulation, emotionale
Abgründe – aber auch tiefe Zärtlichkeit, stille Rebellion
und eine Liebe, die alles verändern könnte.

Nichts an dieser Geschichte ist leicht.
Doch vielleicht findest du zwischen den Zeilen einen
Funken, der dich nicht loslässt.
Einen Ruf, der nicht verstummt.

Denn manchmal sind es die Sterne, die dich rufen –
und manchmal ist es etwas viel Dunkleres.

Seit Jahr und Tag wird erzählt und gemunkelt,
von Flammen, in denen das Licht einst verdunkelt.
Legenden von Feuer, das alles verschlingt,
von Schatten, der Wahrheit und Klarheit bezwingt.

Ein Flüstern im Dunkel, ein Echo im Wind,
wo Licht sich verbirgt, wenn die Nacht beginnt.
Wenn Feuer und Schatten das Schicksal bewegen,
wird einer den Anderen von der Erde fegen.

Die Mächte entfesselt, ein Sturm wird entfacht,
zerreißt die Welten in endloser Nacht.
Ein Schicksalskampf, der kein Ende kennt,
wo keiner gewinnt, und jeder verbrennt.

Wo Flügel vergehen und Hoffnung zerbricht,
bleibt Liebe ein Fluch, doch Erlösung verspricht.


Die Flügel der Freiheit in Asche verwehn,
die Herzen im Dunkel der Nacht still vergehn.

Ein Fluch, der die Seele in Ketten hält,
doch leise von Rettung und Neubeginn erzählt.

Die Welten beben, das Gleichgewicht fällt,
und Dunkelheit herrscht über Himmel und Welt.

Kein Stern leuchtet mehr, die Ordnung vergeht,
der Schleier der Finsternis leise verweht.

Ein neuer Beginn in der Asche des Alten,
nur wer wagt, kann das Schicksal gestalten.




Dean stand regungslos in einer dunklen Ecke des Zimmers, halb im Schatten verborgen. Seine grünen Augen funkelten kalt, sein Gesicht war makellos, fast unwirklich.

Jede seiner Bewegungen wirkte kontrolliert, seine Präsenz gleichzeitig zurückhaltend und dominant – wie ein Schatten, der mehr wahrnimmt, als er preisgibt. Es war diese Fähigkeit, sich beinahe unsichtbar zu machen, die ihn unantastbar erscheinen ließ.

Die Dunkelheit des Raumes schien ihn zu umarmen, als wäre sie sein natürlicher Schutzmantel. Die einzige Bewegung im Raum kam von der Frau auf dem Bett. Ihre Atemzüge waren unregelmäßig, ein schwaches Flüstern, das kaum die bedrückende Stille durchbrach.

Ihr Körper zitterte leicht, ein unwillkürlicher Reflex, der ihre schwindende Lebenskraft zu behaupten schien. Ihr Gesicht war eine Statue der Ekstase, eingefroren in einem Moment vollkommener Glückseligkeit. Ihre Augenlider waren halb geschlossen, als würde sie noch immer das Nachglühen des Höhepunkts spüren, der vor wenigen Augenblicken ihr ganzes Sein durchflutet hatte.



Ein schwaches, beinahe träumerisches Lächeln umspielte ihre Lippen, während ihre Wangen noch von einem Hauch Röte gezeichnet waren.

Doch ihr Atem – einst heftig, tief und unkontrolliert – war nun flach, kaum mehr als ein kaum hörbares Seufzen, das in der stickigen Luft des Zimmers verhallte.

Ihr Körper schien mit der Zeit selbst zu verschmelzen, die Brust hob sich nur noch flüchtig, und das Zittern ihrer Finger erstarb langsam, wie die letzten Wellen auf einem See, nachdem der Wind sich gelegt hat.

Es war, als würde ihre Lebensenergie in unsichtbaren Strömen aus ihr entweichen, sich in der Dunkelheit auflösen, die das Schlafzimmer erfüllte.

Ihre Haut, die noch vor Minuten vor Leben geglättet hatte, wirkte blasser, kühler – ein sanfter Kontrast zu dem perlenden Schweiß, der ihren Hals und ihre Schlüsselbeine schimmern ließ.

Ein leichtes Zucken durchfuhr ihre Hand, die sich reflexartig an die zerwühlten Laken krallte, bevor sie schlaff liegen blieb. Ein tiefer Atemzug folgte, als wollte sie sich noch einmal an das Leben klammern, doch dann verließ auch dieser Hauch von Bewegung ihren Körper.

Ihre Lider flatterten leicht, bevor sie endgültig still wurden. Ihr Gesicht blieb entspannt, die Spuren ihres letzten Moments der Glückseligkeit unvergessen, als wäre sie inmitten eines Traums gestorben – in einer Sphäre jenseits von Schmerz und Angst.

Ihre Energie, einst so lebendig, war nun verschwunden, und nur das Echo ihrer Präsenz lag noch schwer im Raum. Das Schlafzimmer selbst schien den Tod in sich aufgenommen zu haben. Die dicken Vorhänge, die

kaum Licht durchließen, verliehen dem Raum eine bedrückende, fast greifbare Schwärze.

Die Luft war schwer, ein Gemisch aus verschwitztem Stoff, Parfüm und einer dunklen, fast undefinierbaren Note, die wie ein unsichtbarer Schleier zwischen den Wänden schwebte.

Das Bett, mit zerwühlten Laken und Kissen, war der einzige Zeuge dessen, was gerade geschehen war – ein Denkmal aus Wärme und Chaos, das langsam abzukühlen begann.

Dean trat schließlich aus dem Schatten. Seine Bewegungen waren ruhig, fast übernatürlich präzise wie ein Uhrwerk, als würde er jeden Schritt genau berechnen.

Er näherte sich dem Spiegel und betrachtete sein eigenes Bild. Sein dunkles Haar fiel leicht zerzaust in die Stirn, der Dreitagebart betonte die scharfen Konturen seines Gesichts.

Es war ein Gesicht, das gleichzeitig anziehend und abweisend wirkte – ein Paradox, das Dean perfekt beherrschte.

Mit einem geübten Handgriff schnallte er seine Uhr um, die silberne Schnalle reflektierte das schwache Licht des Raumes.

Er richtete sein Hemd, zog die Falten glatt und griff dann nach seinem Mantel, der über der Stuhllehne hing.

Bedächtig zog er ihn an, ließ das schwere Material über seine Schultern gleiten und schloss die Knöpfe mit der gleichen kontrollierten Ruhe.

Alles an ihm wirkte perfekt durchdacht, als ob er eine Rolle spielte, die er in jeder erdenklichen Situation beherrschte.

Noch einmal ließ er seinen Blick durch den Raum schweifen. Er blieb an der Frau auf dem Bett hängen. Ihr Körper war leblos, nur eine Hülle dessen, was sie einmal gewesen war.

Doch Dean empfand nichts. Keine Reue, keine Trauer.

In seinen Augen spiegelte sich nichts als die kühle Gelassenheit eines Mannes, der wusste, dass niemand ihn jemals verdächtigen würde.

Er hinterließ keine Spuren. Keine Haare, keine Fasern, keine Fingerabdrücke.

Er war ein Phantom, das die Welt durchstreifte, ohne je einen Abdruck seiner Existenz zu hinterlassen.

Als er die Tür öffnete, drang kalte Nachtluft in den Raum. Der schwere Regen, der draußen auf den Asphalt prasselte, füllte die Stille mit einem sanften Trommeln.

Dean trat hinaus, ohne einen Blick zurückzuwerfen. Die Tropfen perlten von seinem Mantel ab, als hätten sie keine Macht über ihn.

Seine Schritte auf den nassen Pflastersteinen waren kaum hörbar, seine Gestalt verschwand rasch in den Schatten der Nacht.

Hinter ihm blieb das Schlafzimmer verlassen, still und dunkel.

Während der Regen die Straßen reinigte, blieb die unsichtbare Spur, die Dean hinterließ, bestehen – wie eine stumme Erinnerung an seine Anwesenheit.

Der perfekte Mord – wie so oft zuvor.



Der Regen fiel in dichten Schnüren, die die Stadt benetzten und die Straßen glitzern ließen. Blitze erhellten kurz den Himmel und verschwanden schnell wieder in der Dunkelheit. Bäche aus Regenwasser flossen durch die Rinnen, während ein Windstoß den Geruch von Eisen und frischer Nässe mit sich brachte. Fensterläden klapperten und schwere Türen ächzten, als der Sturm heulte. Dummer Donner rollte in der Ferne, wie das Grollen eines schlafenden Monsters.

Vor der düsteren Kathedrale war es beinahe finster. Wo einst große Kerzen in eisernen Halterungen brannten, glommen nur noch schwache Dochte. Der Regen hatte die Flammen erstickt. Große Türen aus dunklem Holz sahen im unsteten Licht bedrohlich aus, während der Schein der Blitze über die vom Wasser überzogenen Stufen huschte.



Ein tiefes Dunkel lag über der Welt, nur das rastlose Trommeln des Regens durchbrach die Stille. Eine Gestalt löste sich aus der Schwärze und bewegte sich lautlos durch den Regen. Ihr Mantel haftete an der Haut, schwer von der Nässe. Unter der tief gezogenen Kapuze blieb ihr Gesicht im Schatten verborgen; in den Armen wiegte sie ein Bündel. Der nasse Stoff lastete schwer, doch ihre Finger klammerten sich unnachgiebig daran. Bedächtig stieg sie die Kathedralenstufen hinauf.

Der Regen sammelte sich in kleinen Pfützen, die unter ihren Stiefeln aufwirbelten, bis sie die oberste Stufe erreichte und innehielt. Das Wimmern des Bündels war kaum hörbar im Prasseln des Regens. Zögernd schwebten ihre Hände über dem Bündel. Schließlich nahm sie eine kleine Brosche vom Mantel, die wie eine Sternensichel im Blitzlicht glitzerte, und befestigte sie an dem nassen Tuch. Ohne ein weiteres Zögern trat sie zurück und verschwand bald in der Dämmerung. Zurück blieb das Bündel, allein und verlassen auf den Stufen.

Im Inneren der Kathedrale lauschte Schwester Maria der Stille. Kerzenschein warf flackernde Schatten über die alten Steinwände. Ein Unbehagen kroch in ihr hoch, während der Donner die Mauern erzittern ließ.

Ein leises Wimmern drang durch den Sturm, so zart, dass sie es zuerst für Windgeheul hielt. Widerstrebend legte sie ihr Gebetbuch zur Seite und zog die weite Kukulie – den bodenlangen, faltigen Überwurf ihres Ordensgewands – fester um sich, als wollte sie sich vor der Kälte der Nacht abschirmen. Entschlossen und leise schritt sie zur Tür. Der Windstoß stieß ihr entgegen, als sie die Tür öffnete,

und der Regen peitschte in ihr Gesicht. Doch dort, auf den Stufen, lag das Bündel, verloren in der Nacht. Mit zitternden Händen hob sie das Tuch auf. Tropfen lösten sich von der durchnässten Wolle.

Darunter lag das Gesicht eines Kindes – ein kleines Mädchen mit kupferrotem Haar, geborgen in der feuchten Umhüllung. Als das Kind die Augen öffnete, traf Maria ein Blick in strahlendem Himmelblau – ruhig, doch voller unergründlicher Tiefe. Sie schloss das Baby schützend in ihre Arme und wandte sich den hohen Mauern der Kathedrale zu, deren Schatten sie bereits umfingen. Zurück in der Kapelle schritt sie durch das gedämpfte Licht der flackernden Kerzen, das in warmen Reflexen auf den alten Steinmauern tanzte.

Behutsam setzte sie sich auf die schmale Holzbank und löste den durchnässten Stoff, der noch an der zarten Haut des Kindes klebte. Ihre Finger zitterten leicht, als sie das kleine Mädchen vorsichtig trocknete, jede Spur von Kälte mit sanften Bewegungen vertrieb. Die nasse Kleidung legte sie zur Seite, dann wickelte sie das Kind in ein weiches, warmes Laken.

Der feine Duft von Lavendel und altem Leinen lag in der Luft. Das Baby atmete ruhig, kaum eine Regung, nur ein leises Seufzen, als es sich in Schwester Marias Armen an sie schmiegte.

Mit einem Hauch von Erleichterung spürte sie, wie das Kind sich entspannte und schließlich in einen tiefen, geborgenen Schlaf glitt.

Marias Blick fiel auf die Brosche, die noch im Tuch lag. Sie hob das glänzende Schmuckstück auf, fasziniert von dessen Schimmer. Wer hatte das Kind hierhergelegt, allein in der Kälte der Nacht?

Und was bedeutete dieses Zeichen?

Am nächsten Morgen hatte der Regen nachgelassen, doch die Fragen blieben. Die Nonnen begannen ihren Tag ruhig und bedächtig. Im Schlafsaal betrachteten sie das Baby in Schwester Marias Armen, ein friedliches kleines Gesicht in weichen Decken.

Schwester Agnes trat vor, ihre Stimme leise und fragend:

„Was geschah vergangene Nacht?“

Maria erzählte, was sie erlebt hatte – von dem kleinen Bündel im strömenden Regen, den zitternden Fingern, die das nasse Tuch gelöst hatten, und den großen, stillen Augen des Kindes. Clara verschränkte die Arme, ihr Blick misstrauisch.

„Warum sollte jemand ein Baby an unsere Tür legen? Das wirkt nicht wie ein Akt der Fürsorge.“

Agnes schüttelte sanft den Kopf.

„Vielleicht war es beides – Liebe und Verzweiflung. Jemand wollte, dass das Kind lebt, auch wenn es bedeutete, es fortzugeben.“

Da trat Schwester Elenora in den Raum, das Gesicht bleich, ihre Hände um ein zerknittertes Pergament gekrampft.

„Ich habe das an der Pforte gefunden“, sagte sie leise. Der Brief war feucht, die Ränder ausgefranst, als hätte das Wasser versucht, die Worte fortzuwaschen. Vorsichtig glättete sie das Papier, doch einige Buchstaben waren nur noch als dunkle Schatten auf der Seite zu erkennen. Schließlich las sie mit gedämpfter Stimme vor:

„Die Sterne sind nicht, was sie scheinen. Sie sind der Anfang und das Ende. Beschützt sie.“

Einen Moment lang herrschte Stille. Dann flackerte das Kerzenlicht an der Wand, als hätte ein kalter

Luftzug den Raum gestreift. Maria schlang die Arme enger um sich. Die Worte hallten in ihr nach, schwer wie ein Versprechen, das sie nicht verstand. Die Botschaft zog einen kalten Schauer über Claras Rücken. Geheimnisse und Gefahren schienen darauf zu lauern.

Was hatte dies mit dem kleinen Mädchen zu tun? Während die Nonnen das Kind weiter betrachteten, lag eine Ahnung von Anspannung in der Luft. Schwester Maria hielt die Brosche hoch, das Metall funkelte im schmalen Licht:

„Das wurde mit ihr zurückgelassen. Ob es eine Bedeutung hat oder nur eine Erinnerung an ihre Herkunft sein soll, weiß ich nicht.“

Clara musterte die Brosche mit schmalen Augen:

„Es ist kein gewöhnliches Schmuckstück. Wer auch immer sie gebracht hat, wollte, dass man sie findet.“

„Aber warum hier und in dieser Nacht?“

Die Frage hing in der Luft, so schwer wie der Regen, der noch vor wenigen Stunden auf die Erde geprasselt war. Die Frauen sahen einander an, doch niemand hatte eine Antwort. Es gab keine Spuren, keine Hinweise, die erklären konnten, wer das Kind hierhergebracht hatte – und warum.

War es Verzweiflung gewesen? Hoffnung? Oder etwas, das sie nicht zu begreifen vermochten? Schwester Clara presste die Lippen aufeinander, als wollte sie etwas sagen, doch sie schwieg. Das Schweigen zog sich, bis schließlich Agnes leise flüsterte:

„Wir sollten ihr einen Namen geben.“

Ihre Stimme war sanft, kaum mehr als ein Hauch, doch sie durchbrach die Stille wie ein erster

Sonnenstrahl nach einem Sturm. Ein Name bedeutete mehr als nur ein Wort – er gab Halt, schenkte Identität. Er machte aus einem verlassenen Kind eine Person, ein Wesen, das gesehen wurde.

Ein Name war ein Versprechen, dass sie nicht mehr allein war.

„Vielleicht sollten wir sie nach den Sternen benennen. Die Sterne haben die Nacht durchbrochen, genau wie sie“, sagte Maria, ihre Stimme von einer sanften Überzeugung getragen, während sie das Baby sanft in ihren Armen wiegte.

Agnes sprach leise, fast ehrfürchtig:

„Phoebie.“

Das Wort schien für einen Moment im Raum zu schweben, ein zarter Klang in der Andacht der Kapelle.

„Es bedeutet ‚die Leuchtende‘. Vielleicht ist sie ein Licht in der Dunkelheit.“

Maria nickte langsam, das Gewicht des Augenblicks in ihrer Stimme wiederhallend.

„Phoebie“, wiederholte sie, der Name schien zu passen, als hätte er nur darauf gewartet, ausgesprochen zu werden.

In dem stillen Raum lag Claras Skepsis in der Luft, doch sie nickte schließlich widerstrebend.

„Es ist ein guter Name“, gestand sie, auch wenn ihre Augen noch immer von einer inneren Sorge zeugten. „Aber die Welt ist grausam. Selbst für die, die unter dem Schutz der Sterne stehen.“

Maria hielt ihren Blick fest, ihre Entschlossenheit beinahe greifbar.

„Dann müssen wir sie schützen. Gott hat sie zu uns gebracht. Wir werden alles tun, um sie sicher zu halten.“